

HEYNE <

Das Buch

Stephen Metcalfe stammt aus einer angesehenen amerikanischen Familie und lebt ein sorgenfreies und gesellschaftlich aufregendes Leben im von den Deutschen besetzten Paris. Die schönsten Frauen aus der High Society liegen ihm zu Füßen, und eine Party folgt der anderen. Niemand von seinen Freunden ahnt, dass Stephen für den amerikanischen Geheimdienst arbeitet. Er ist als Agent zwar nur ein kleines Licht, dennoch gerät er ins Visier der Gestapo und sein Netzwerk wird enttarnt. Plötzlich wird er zum Gejagten und muss seine letzten verbliebenen Kontakte nutzen, um durchs vom Krieg zerrissene Europa bis nach Moskau zu fliehen.

Der Autor

Robert Ludlums Romane wurden in mehr als 30 Sprachen übersetzt und erreichten weltweit eine Auflage von über 200 Millionen Exemplaren. Im Heyne Verlag erschien zuletzt *Das Bourne Vermächtnis* und *Der Altman-Code*. Robert Ludlum verstarb im März 2001. Die Romane aus seinem Nachlass erscheinen bei Heyne.

Lieferbare Titel

Die Bourne Identität – Das Bourne Ultimatum – Das Bourne Imperium – Das Bourne Vermächtnis – Das Jesus-Papier – Die Lennox-Falle – Der Ikarus-Plan – Der Gandolfo-Anschlag – Der Janson-Befehl – Der Matarese-Bund – Der Prometheus-Verrat – Das Scarlatti-Erbe – Das Sigma-Protokoll – Die Paris-Option – Der Cassandra-Plan – Der Hades-Faktor – Der Altman-Code

Robert Ludlum

Der Tristan Betrug

Roman

**Aus dem Amerikanischen
von Wulf Bergner**

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe
THE TRISTAN BETRAYAL
erschien bei St. Martin`s Press



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100

Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für
Taschenbücher aus dem Heyne Verlag
liefert Mochenwangen Papier.

2. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 08/2006

Copyright © 2003 by Myn Pyn LLC

Copyright © 2005 der deutschsprachigen Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagillustration: © Nick Castle

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenau

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN-10: 3-453-43159-6

ISBN-13: 978-3-453-43159-1

<http://www.heyne.de>

MOSKAU, AUGUST 1991

Die lang gestreckte, schwarze Limousine mit schussfesten Scheiben mit Polykarbonateinlage, mit Reifen, die auch ohne Luftdruck rollten, und einer High-Tech-Panzerung aus Keramikmaterial und doppelt gehärteten Panzerplatten aus Flusstahl wirkte schockierend fehl am Platz, als sie in den Bittsewsky-Forst südwestlich der Großstadt rollte. Dies war ein urzeitliches Gebiet, noch heute Urwald, dicht mit Birken- und Espenbeständen bewachsen, die mit Tannen, Ulmen und Ahornen durchsetzt waren. Diese Wildnis kündete von umherstreifenden Jägern der Steinzeit, die dieses von Gletschern geformte Gebiet durchstreift hatten und inmitten einer von Zähnen und Krallen blutroten Natur mit handgeschnitzten Wurfspieren auf Mammutjagd gegangen waren. Im Gegensatz dazu kündete der gepanzerte Lincoln Continental von einer ganz anders gearteten Zivilisation mit andersartiger Gewalt, von einer Ära der Heckenschützen und Terroristen, die mit Sturmgewehren und Splitterhandgranaten bewaffnet waren.

Moskau war eine belagerte Stadt. Es war die Hauptstadt einer Supermacht, deren Zusammenbruch unmittelbar bevorstand. Kommunistische Hardliner bildeten eine Verschwörung und schickten sich an, Russland den Reformkräften wieder zu entreißen. Zehntausende von Soldaten füllten die Stadt und waren bereit, auf die Ein-

wohner Moskaus zu schießen. Kolonnen aus Panzern und gepanzerten Mannschaftstransportern rasselten den Kutusowsky-Prospekt und die Minskoje-Chaussee entlang. Panzer riegelten das Moskauer Rathaus, Fernsehsender, Zeitungsredaktionen und das Parlamentsgebäude ab. Der Rundfunk sendete nur noch die Dekrete der Verschwörer, die sich als Staatskomitee für den Notstand bezeichneten. Nach Jahren des Fortschritts in Richtung Demokratie war die Sowjetunion drauf und dran, wieder in die Fänge der dunklen Mächte des Totalitarismus zu geraten.

Hinten in der Limousine saß ein alter Mann, silberhaarig, mit gut geschnittenen, aristokratischen Gesichtszügen. Es war Botschafter Stephen Metcalfe, eine Ikone des amerikanischen Establishments, der Berater von fünf Präsidenten seit Franklin D. Roosevelt, ein märchenhaft reicher Mann, der sein Leben in den Dienst seines Landes gestellt hatte. Botschafter Metcalfe war freilich pensioniert und trug diesen Titel nur noch ehrenhalber, doch er war von einem alten Freund, der im engsten Führungskreis der Sowjetmacht eine hohe Position bekleidete, dringend nach Moskau gerufen worden. Sein Freund und er hatten sich seit Jahrzehnten nicht mehr persönlich getroffen; ihre Freundschaft war ein streng gehütetes Geheimnis, das niemand in Moskau oder Washington kannte. Dass sein russischer Freund mit dem Decknamen »Kurwenal« auf einem Treffen in dieser gottverlassenen Gegend bestanden hatte, war beunruhigend, aber dies waren beunruhigende Zeiten.

Der nachdenkliche und sichtlich nervöse Alte stieg erst aus seiner Limousine, als er die Gestalt seines Freundes, des Drei-Sterne-Generals, erkannte, der nun, von seiner

Beinprothese stark behindert, auf ihn zuhumpelte. Als der Amerikaner sich in Bewegung setzte, suchte er mit erfahrenerm Blick den Wald ab, und dann hatte er das Gefühl, das Blut gefriere ihm in den Adern.

Er entdeckte einen Beobachter zwischen den Bäumen. Einen zweiten, einen dritten Mann! Überwachung. Der Russe mit dem Decknamen Kurwenal und er waren entdeckt worden!

Das konnte für sie beide eine Katastrophe bedeuten!

Metcalf wollte seinem alten Freund etwas zurufen, wollte ihn warnen, aber dann sah er in der Spätnachmittagssonne den glitzernden Reflex auf dem Objektiv eines Zielfernrohrs. Scharfschützen! Ein Hinterhalt!

Der alte Botschafter warf sich in panischer Angst herum und trabte zu der gepanzerten Limousine zurück, so schnell es seine arthritischen Gelenke zuließen. Er war ohne Leibwächter gekommen; er verzichtete stets auf diese Begleiter. Er hatte nur seinen Fahrer, einen unbewaffneten Marineinfanteristen, den die Botschaft ihm gestellt hatte.

Plötzlich stürmten von allen Seiten Männer auf ihn zu. Schwarz uniformierte Gestalten mit schwarzen paramilitärischen Baretten und schussbereit gehaltenen Maschinenpistolen. Als sie ihn umzingelten, begann er sich zu wehren, aber er war kein junger Mann mehr, wie er sich auch heute wieder sagen musste. War dies eine Entführung? Wurde er als Geisel genommen? Er rief heiser nach seinem Fahrer.

Die Schwarzuniformierten führten Metcalf zu einer weiteren gepanzerten Limousine, einem russischen SIL. Er stieg verängstigt in den Fond. Dort saß bereits der Drei-Sterne-General.

»Was zum Teufel soll das?«, krächzte Metcalfe, dessen Panik nun nachließ.

»Ich muss mich aufrichtig bei Ihnen entschuldigen«, antwortete der Russe. »Wir leben in gefährlichen und unruhigen Zeiten, und ich durfte nicht riskieren, dass Ihnen etwas zustößt – auch hier draußen in den Wäldern nicht. Dies sind meine Männer, allein mir unterstehend, für Terroristenabwehr ausgebildet. Sie sind viel zu wichtig, als dass Sie irgendwelchen Gefahren ausgesetzt werden dürften.«

Metcalfe schüttelte dem Russen die Hand. Der achtzigjährige General war weißhaarig, aber sein Profil war noch immer raubvogelhaft. Er nickte dem Fahrer zu, und der Wagen setzte sich in Bewegung.

»Ich danke Ihnen, dass Sie nach Moskau gekommen sind – auch wenn meine dringende Aufforderung Ihnen rätselhaft vorgekommen sein muss.«

»Ich konnte mir denken, dass sie mit dem Staatsstreich zusammenhängt«, sagte Metcalfe.

»Die Dinge entwickeln sich rascher als erwartet«, sagte der Russe halblaut. »Die Verschwörer haben sich die Zustimmung des Mannes gesichert, der als *dirischor* – Dirigent – bekannt ist. Vielleicht ist's schon zu spät, die Machtergreifung zu verhindern.«

»Meine Freunde im Weißen Haus beobachten die Ereignisse mit großer Sorge. Aber sie fühlen sich zur Untätigkeit verdammt – der National Security Council scheint sich darüber einig zu sein, dass eine Intervention einen Atomkrieg auslösen könnte.«

»Eine berechtigte Sorge. Diese Männer wollen die Regierung Gorbatschow unbedingt stürzen. Sie schrecken vor nichts zurück. Sie haben die Panzer in den Straßen

Moskaus gesehen – die Verschwörer brauchen jetzt nur noch den Befehl zum Losschlagen zu geben. Gegen die Zivilbevölkerung. Das gibt ein Blutbad. Tausende werden umkommen! Aber der Angriffsbefehl ergeht erst, wenn der *dirischor* zustimmt. Alles hängt von ihm ab – er ist der Dreh- und Angelpunkt.«

»Aber er gehört nicht zu den Verschwörern?«

»Nein. Wie Sie wissen, ist er der perfekte Insider: ein Mann, der die Schalthebel der Macht unter Geheimhaltung und im Verborgenen betätigt. Er gibt niemals eine Pressekonferenz; er bleibt stets im Dunkeln. Aber er sympathisiert mit den Verschwörern. Ohne seine Unterstützung muss ihr Staatsstreich fehlschlagen. Mit seiner Unterstützung ist ihnen der Erfolg sicher. Und dann wird Russland wieder eine stalinistische Diktatur – und die Welt steht neuerlich am Abgrund eines Atomkriegs.«

»Warum haben Sie mich hergerufen?«, fragte Metcalfe.

»Und warum gerade mich?«

Als der General sich ihm zuwandte, glaubte Metcalfe, in seinem Blick Angst zu erkennen. »Weil Sie der Einzige sind, dem ich traue. Und weil Sie der Einzige sind, der eine Chance hat, ihn zu erreichen. Den *dirischor*.«

»Und weshalb sollte der *dirischor* auf mich hören?«

»Ich denke, das wissen Sie«, sagte der Russe gelassen. »Sie können den Lauf der Geschichte ändern, mein Freund. Schließlich wissen wir beide, dass Sie's schon einmal getan haben.«

Teil **Eins**

Kapitel Eins

PARIS, NOVEMBER 1940

Die Lichterstadt war in Dunkelheit versunken.

Seit die Deutschen vor einem halben Jahr in Frankreich eingefallen waren und Paris unter ihre Kontrolle gebracht hatten, wirkte die herrlichste Stadt der Welt einsam und verzweifelt.

Die Seinekais waren menschenleer. Der Triumphbogen, der Place de l'Étoile – diese berühmten leuchtenden Wahrzeichen, die einst den Nachthimmel erhellt hatten – waren jetzt finster. Über dem Eiffelturm, auf dem einst die französische Trikolore geflattert hatte, wehte jetzt eine Hakenkreuzfahne.

Paris war still geworden. Auf den Straßen waren kaum noch Privatautos oder Taxis unterwegs. In den meisten Grandhotels hatten sich die Deutschen einquartiert. Verschwunden waren der allabendliche Trubel, das Lachen von Nachschwärmern und Zechern. Verschwunden waren auch die Vögel – Opfer der großen Benzinbrände in den ersten Tagen der deutschen Besetzung.

Die meisten Pariser blieben nachts zu Hause: Die Besatzer, die Ausgangssperren, die ihnen auferlegten neuen Bestimmungen und die Wehrmachtssoldaten, die in ihren graugrünen Uniformen mit Bajonetten und Pistolen am Koppel auf den Straßen patrouillierten, hatten die Menschen eingeschüchtert. Eine ehemals stolze Stadt war in Hunger, Angst und Verzweiflung versunken.

Selbst die aristokratische Avenue Foch, die mit schönen weißen Steinfassaden gesäumte breiteste, prächtigste der Pariser Avenuen, wirkte windgepeitscht und öde.

Mit einer einzigen Ausnahme.

Ein *hôtel particulier*, eine Privatvilla, lag in hellstem Lichterglanz. Aus seinem Inneren drang leise Musik: ein Orchester, das Swing spielte. Das Klirren von Porzellan und Kristall, heitere Stimmen, sorgloses Lachen. Dies war eine Insel der glitzernden Privilegien, und sie wirkte vor dem düsteren Hintergrund umso strahlender.

Das Hôtel du Châtelet war das luxuriöse Domizil von Comte Maurice Léon Philippe du Châtelet und seiner Gattin, der legendären, umschwärmten Gastgeberin Marie-Hélène. Der Comte du Châtelet war nicht nur ein ungeheuer reicher Industrieller, sondern auch ein Minister der mit den Deutschen kollaborierenden Vichy-Regierung. Vor allem war er jedoch für seine Abendgesellschaften bekannt, die mit dazu beitrugen, *tout Paris* über die trüben Tage der Besatzungszeit hinwegzuhelfen.

Eine Einladung zu einer Gesellschaft im Hôtel du Châtelet war ein Objekt des sozialen Neides – wochenlang erstrebt, mit Spannung erwartet. Vor allem heutzutage war es wegen der Rationierungen und der Lebensmittelknappheit fast unmöglich, echten Kaffee oder Butter oder Käse zu bekommen, und nur Leute mit sehr guten Verbindungen Fleisch oder Frischgemüse kaufen konnten. Eine Einladung zum Cocktail bei den Châtelets bedeutete eine Gelegenheit, sich richtig satt zu essen. Hier in dieser Luxusvilla wies nichts darauf hin, dass man in einer Stadt lebte, die bittere Not litt.

Die Party war bereits in vollem Gange, als ein Diener einen weiteren, ungewöhnlich späten Gast eintreten ließ.

Der neue Gast war ein blendend aussehender junger Mann Ende zwanzig mit schwarzer Mähne, großen braunen Augen, die schalkhaft zu blitzen schienen, und einer Adler-nase. Er war groß und breitschultrig, dabei aber sportlich schlank. Als er dem Butler seinen Mantel gab, nickte er lächelnd und sagte: »*Bonsoir, Patrick, merci beaucoup.*«

Er hieß Daniel Eigen, lebte seit etwa einem Jahr mehr oder weniger ständig in Paris und gehörte zu den Stammgästen von Partys in besten Kreisen, in denen er allgemein als reicher Argentinier und höchst begehrenswerter Junggeselle bekannt war.

»Ah, Daniel, *mon cheri*«, gurrte Marie-Hélène du Châtelet, die Gastgeberin, als Eigen den überfüllten Ballsaal betrat. Das Orchester spielte einen neuen Song, den er als »How High the Moon« erkannte. Die Comtesse du Châtelet hatte ihn quer durch den halben Saal entdeckt und begrüßte ihn jetzt mit dem Überschwang, den sie normalerweise für sehr reiche oder sehr mächtige Leute reservierte – beispielsweise für den Herzog und die Herzogin von Windsor oder den deutschen Militärgouverneur von Paris. Die Gastgeberin, eine attraktive Frau Anfang fünfzig, deren tief dekolletiertes schwarzes Abendkleid von Balenciaga viel von ihrem üppigen Busen sehen ließ, war offensichtlich in ihren jungen Gast vernarrt.

Als Daniel Eigen sie auf beide Wangen küsste, zog sie ihn einen Augenblick an sich und sagte auf Französisch mit halblauter, selbstbewusster Stimme: »Ich bin *so froh*, dass Sie kommen konnten, mein Lieber. Ich hatte schon Angst, Sie würden nicht aufkreuzen.«

»Und eine Gesellschaft im Hôtel du Châtelet versäumen?«, fragte Eigen. »Halten Sie mich für übergeschnappt?« Er hielt eine in Goldpapier gewickelte kleine

Schachtel hoch, die er hinter seinem Rücken versteckt gehalten hatte. »Für Sie, Madame. Der letzte in ganz Frankreich erhältliche Flakon.«

Die Gastgeberin strahlte, als sie die Schachtel entgegennahm, hastig das Goldpapier abriss und einen quadratischen Kristallflakon mit einem Parfüm von Guerlain herauszog. Ihr stockte der Atem. »Aber ... aber Vol de Nuit gibt es *nirgends* mehr zu kaufen!«

»Sie haben Recht«, sagte Eigen lächelnd. »Zu *kaufen* gibt's das nirgends.«

»Daniel! Sie sind zu liebswürdig, zu aufmerksam! Woher wussten Sie, dass das mein Lieblingsparfüm ist?«

Er zuckte bescheiden mit den Schultern. »Ich habe meinen eigenen Nachrichtendienst.«

Madame du Châtelet runzelte die Stirn, dann drohte sie ihm scherzhaft mit dem Finger. »Und das nach allem, was Sie getan haben, um uns den Dom Pérignon zu besorgen. Sie sind wirklich zu großzügig. Jedenfalls bin ich froh, dass Sie hier sind – blendend aussehende junge Männer wie Sie muss man heutzutage mit der Lupe suchen, *cheri*. Sie werden einigen meiner weiblichen Gäste verzeihen müssen, wenn sie unverzüglich in Ohnmacht fallen. Das sind dann die, die Sie noch nicht erobert haben.« Sie senkte erneut die Stimme. »Yvonne Printemps ist mit Pierre Freynay hier, aber anscheinend ist sie wieder mal auf dem Kriegspfad, also nehmen Sie sich in Acht.« Sie sprach von einem berühmten Musical-Star. »Und Coco Chanel ist mit ihrem neuen Liebhaber da, diesem Deutschen, mit dem sie im Ritz wohnt. Sie zieht wieder mal über die Juden her ... das wird allmählich langweilig.«

Eigen nahm sich eine Champagnerflöte von dem Silbertablett, das ihm ein livrierter Diener anbot. Er sah sich

in dem großen Ballsaal mit seinem alten Parkettboden, der aus einem großen *château* stammte, seinen weiß-golden getäfelten Wänden, an denen in regelmäßigen Abständen Gobelins hingen, und dem dramatischen Deckengemälde um, das von demselben Künstler stammte, der später die Decken von Versailles ausgemalt hatte.

Aber die Ausgestaltung des Saals interessierte ihn weniger als die Gäste. Als sein Blick über die Anwesenden hinwegglitt, erkannte er ziemlich viele Leute. Darunter die üblichen Berühmtheiten: die Sängerin Edith Piaf, die für jedes Konzert zwanzigtausend Franc bekam, Maurice Chevalier und alle möglichen Filmstars, die jetzt bei der von Goebbels geleiteten deutschen Filmgesellschaft Continental unter Vertrag standen und Filme drehten, die den Deutschen genehm waren. Die übliche Ansammlung von Schriftstellern, Malern und Musikern, die keine dieser seltenen Gelegenheiten ausließen, nach Herzenslust zu schlemmen und zu trinken. Und die üblichen französischen und deutschen Bankiers und Industriellen, die Geschäfte mit den Nazis und ihrem Marionettenregime in Vichy machten.

Zuletzt gab es die deutschen Offiziere, die heutzutage aus dem Leben der Pariser Gesellschaft nicht mehr wegzudenken waren. Alle waren im kleinen Gesellschaftsanzug erschienen; viele trugen ein Monokel und hatten schmale Schnurrbärte wie ihr Führer. General Otto von Stülpnagel, der deutsche Militärgouverneur. Otto Abez, der deutsche Botschafter in Frankreich, mit seiner jungen französischen Gattin. Der ältliche General Ernst von Schaumburg, Kommandant von Groß-Paris, der wegen seines Bürstenhaarschnitts und seiner preußischen Manieren als *rocher de bronze* bekannt war.

Eigen kannte sie alle. Er traf sie regelmäßig in Salons wie diesem, aber noch wichtiger war, dass er den meisten von ihnen schon so manchen Dienst erwiesen hatte. Die deutschen Herrscher über Frankreich tolerierten den so genannten schwarzen Markt nicht nur – sie *brauchten* ihn wie alle anderen Menschen auch. Wie sollten sie sonst Cold Cream oder Gesichtspuder für ihre Frauen oder Geliebten bekommen? Wo sonst gab es eine Flasche anständigen Armagnacs? Selbst die neuen Herren Frankreichs litten unter kriegsbedingten Entbehungen.

Deshalb war ein Schwarzmarkthändler wie Daniel Eigen immer gefragt.

Er spürte eine Hand auf seinem Arm und erkannte sofort die mit Diamanten besetzten Finger seiner ehemaligen Geliebten Agnès Vieillard. Obwohl ihn ein kalter Schauer durchlief, drehte er sich um und setzte ein strahlendes Lächeln auf. Sie hatten sich seit Monaten nicht mehr gesehen.

Agnès war eine zierliche, attraktive Frau mit leuchtend roter Mähne, deren Ehemann Didier ein erfolgreicher Unternehmer, Munitionsfabrikant und Rennstallbesitzer war. Kennen gelernt hatte Daniel die bildhübsche, aber ein bisschen nymphomanische Agnès auf dem Rennplatz Longchamp, wo sie eine eigene Loge hatte. Sie hatte sich dem gut aussehenden, reichen Argentinier als »Kriegerwitwe« vorgestellt. Ihr Mann war damals in Vichy, wo er die Marionettenregierung beriet. Ihre Affäre – leidenschaftlich, aber kurz – hatte bis zur Rückkehr ihres Mannes nach Paris angedauert.

»Agnès, *ma chérie!* Wo hast du gesteckt?«

»Wo *ich* gesteckt habe? Ich habe dich seit dem Abend im Maxim's nicht mehr gesehen.« Sie wiegte sich kaum

merklich im Takt des Songs »Imagination«, den das Orchester leicht verjazzt spielte.

»Ah, das weiß ich noch gut«, sagte Daniel, der sich kaum daran erinnern konnte. »Ich hatte schrecklich viel zu tun ... Entschuldigung.«

»Viel zu tun? Du hast doch gar keinen Job, Daniel«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Nun, mein Vater wollte immer, dass ich mir eine nützliche Beschäftigung suche. Aber wie soll ich das machen in einem besetzten Land?«

Agnès machte kopfschüttelnd ein finstres Gesicht und versuchte, ihr unwillkürliches Lächeln zu verbergen. Sie sprach ihm ins Ohr. »Didier ist wieder mal in Vichy. Und auf dieser Gesellschaft gibt's einfach zu viele *boches*. Warum flüchten wir uns nicht in den Jockey Club? Im Maxim's sind heutzutage auch zu viele *boches*.« Sie flüsterte, denn Plakate in der Metro drohten jedem, der die Deutschen »*boches*« nannte, strenge Strafen an. Die Deutschen reagierten außerordentlich empfindlich auf französischen Spott.

»Oh, ich habe nichts gegen die Deutschen«, sagte Daniel, weil er das Thema wechseln wollte. »Sie sind ausgezeichnete Kunden.«

»Die Soldaten ... wie nennt man sie, die *haricots verts*? Sie sind solche Bestien! Mit so miserablen Manieren! Auf der Straße ist keine Frau davor sicher, von ihnen *be-grapscht* zu werden.«

»Man muss ein bisschen Mitleid mit ihnen haben«, sagte Eigen. »Der arme deutsche Soldat fühlt sich als Welt-eroberer, aber keine Französin würdigt ihn auch nur eines Blicks. Das ist einfach unfair.«

»Aber wie soll man sie sich vom Leib halten?«

»Am besten erzählst du ihnen einfach, du seist Jüdin, *mon chou*. Das schreckt sie ab. Oder du starrst ihre großen Füße an – das macht sie immer verlegen.«

Abermals musste sie wider Willen lächeln. »Aber wie sie im Stehschritt die Champs-Élysées hinuntermarschieren!«

»Glaubst du, dass der Stehschritt einfach ist?«, fragte Daniel. »Versuch's mal selbst – dann landest du auf deinem hübschen Popo.« Er sah sich verstohlen um, suchte ein Mittel, Agnès zu entkommen.

»Stell dir vor, neulich habe ich Göring auf der Rue de la Paix aus seinem Wagen steigen gesehen. Er hat seinen albernen Marschallstab getragen – den nimmt er bestimmt mit ins Bett! Er ist in Cartier's verschwunden, und der Geschäftsführer hat mir später erzählt, dass er für seine Frau eine Halskette für acht Millionen Franc gekauft hat.« Sie tippte mit dem Zeigefinger an Daniels gestärkte weiße Hemdbrust. »Siehst du, er kauft seiner Frau französischen Schmuck, nicht deutschen. Die *boches* kritisieren ständig unsere Dekadenz, aber hier *bewundern* sie genau das.«

»Nun, für Herrn Meier ist das Beste gerade gut genug.«

»Meier? Wie meinst du das? Göring ist kein Jude.«

»Du weißt doch, dass er gesagt hat: ›Ich will Meier heißen, wenn auch nur ein feindliches Flugzeug über Deutschland erscheint.««

Agnès lachte. »Nicht so laut, Daniel«, flüsterte sie wie auf der Bühne.

Eigen legte ihr kurz einen Arm um die Taille. »Ich muss hier mit einem Gentleman sprechen, *doucette*. Wenn du mich also bitte entschuldigst ...«

»Du meinst, dass dein Auge auf eine andere Schöne gefallen ist«, sagte Agnes vorwurfsvoll, während sie übertrieben schmolldend lächelte.

»Nein, nein«, versicherte Eigen ihr lachend. »Hier geht's wirklich nur um Geschäfte.«

»Nun, Daniel, mein Schatz, du könntest mir wenigstens ein bißchen echten Kaffee besorgen. Ich kann diesen Muckefuck nicht mehr ertragen!« Sie verwendete das deutsche Wort. »Zichorie, geröstete Bucheckern! *Tust* du's, Schätzchen?«

»Selbstverständlich«, sagte er. »Sobald die nächste Lieferung eintrifft. Ich erwarte sie in ein paar Tagen.«

Aber als er sich von Agnès abwandte, rief ihn eine strenge Männerstimme an. »Herr Eigen!«

Dicht hinter ihm stand eine kleine Gruppe von deutschen Offizieren, aus deren Mitte ein hünenhafter SS-Standartenführer, was dem Rang eines Obersts entsprach, mit glatt zurückgekämmtem Haar herausragte. Der Offizier trug eine Schildpattbrille und in sklavischer Imitation seines Führers einen schmalen Schnauzbart. Standartenführer Jürgen Wegmann hatte entscheidend dazu beigetragen, dass Eigen eine *Service-public*-Genehmigung erhielt, mit der er einen der wenigen gegenwärtig in Paris zugelassenen Privatwagen fahren durfte. Der städtische Verkehr warf riesige Probleme auf. Da nur Ärzte, Feuerwehrleute und aus unerfindlichen Gründen auch prominente Schauspieler und Schauspielerinnen eigene Wagen fahren durften, war die Metro – viele Stationen waren ohnehin geschlossen – auf geradezu groteske Weise überfüllt. Und da es kein Benzin gab, fuhren auch keine Taxis.

»Herr Eigen, diese Upmanns ... die waren strohtrocken.«

»Tut mir Leid, das hören zu müssen, Herr Standartenführer. Haben Sie sie in einem Humidor aufbewahrt, wie ich Ihnen geraten habe?«

»Ich habe keinen Humidor.«

»Dann muss ich Ihnen einen besorgen«, sagte Eigen.

Einer der Offiziere, ein wohlbeleibter SS-Gruppenführer mit rundem Gesicht, ein Generalmajor namens Johannes Koller, kicherte halblaut. Er hatte seinen Kameraden einen Packen sepiabrauner französischer Postkarten gezeigt. Jetzt steckte er sie rasch in die Brusttasche seiner Uniformjacke zurück, aber Eigen sah noch, womit er sein Publikum erfreut hatte: mit altmodischen Akt-aufnahmen von statuenhaften Frauen, die, nur mit Strapsen und Seidenstrümpfen bekleidet, alle möglichen lasziven Posen einnahmen.

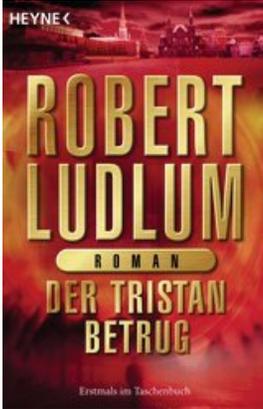
»Bitte. Sie waren trocken, als ich sie bekommen habe. Ich glaube nicht einmal, dass sie aus Kuba waren.«

»Sie waren aus Kuba, Herr Standartenführer. Auf den Oberschenkeln einer kubanischen Jungfrau gerollt. Hier, rauchen Sie zur Abwechslung eine von diesen.« Der junge Mann griff in sein Smokingjackett und zog ein Samt-etui mit mehreren Zigarren in Zellophanhüllen heraus. »*Romeo y Julietas*. Angeblich Churchills Lieblingsmarke.« Er zwinkerte dem Deutschen zu, als dieser eine Zigarre aus dem Etui zog.

Ein Diener bot ihnen Kanapees auf einem Silbertablett an. »Gänseleberpastete, Messieurs?«

Koller griff rasch zu und schnappte sich gleich zwei. Daniel nahm eines.

»Danke, nicht für mich«, erklärte Wegmann dem Diener und den Umstehenden demonstrativ. »Ich esse kein Fleisch mehr.«



Robert Ludlum

Der Tristan Betrug

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 704 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43159-1

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2006

Ein Amerikaner im besetzten Paris. Keiner weiß, dass er für den Geheimdienst arbeitet. Was für ihn bisher weitgehend ein Spiel war – mit schönen Frauen, Partys und vielen interessanten Freunden – ist auf einmal tödlicher Ernst. Er wird enttarnt und steht plötzlich alleine da: ohne Kontakte, ohne Plan und ohne Auftrag und mit nur einer einzigen Möglichkeit zur Flucht.



[Der Titel im Katalog](#)